

(Nachdruck verboten.)

5) Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Nichtsdestoweniger wurden Cäsars Grundzüge Jahr für Jahr puritanischer. Cäsar kannte keine halben Maßregeln. Entweder war ein Mensch erlöst oder ganz in dem Rachen der Hölle, wenn dieser sich auch noch nicht hinter ihm geschlossen hatte. War ein Mensch aber erlöst, so wurde er dessen inne, und empfand er die Offenbarungen des heiligen Geistes in sich, so war er auch fähig, sündlos zu leben. Seine drei Hauptlehren hießen: Plötzliche Wiedergeburt, Bürgerschaft fünfziger Seligkeit und sündlose Vollkommenheit. Er sagte immer, — und er hatte es wohl schon tausendmal gesagt — daß er auf dem Marktplatz von Douglas befehrt worden sei, unweit des westlichen Einganges der alten St. Matthäuskirche, fünfundzwanzig Minuten nach sechs Uhr an einem Sonntagabend des Juli, da er zur Erntezeit zweiundzwanzig Jahre alt wurde.

In Cornaa war Cäsar nur Lokalprediger, Klassenführer und Kapellvorsteher gewesen, in Sulby aber erhob er sich über den Verband und gründete eine eigene Gemeinde. Seine Anhänger nannte er „Die Christen“, was zugleich ein Name, eine Herausforderung und ein Einspruch war. Sie hielten Gottesdienst in der langen Schenke über Cäsars Mühle und übten strenge Sittenzucht. Wer selig zu werden hoffte, durfte weder Gold noch kostbaren Schmuck an sich tragen, auch keiner Verzärtelung oder sinnlichen Gelüsten Raum geben, nicht um des Vergnügens und Spiels willen auf Jahrmärkte gehen, noch sich in den Schaubuden der Theaterpieler sehen lassen, noch Lieder singen und Bücher lesen oder sich irgend einer Beschäftigung hingeben, die nicht auf die Erkenntnis Gottes gerichtet war. Was aber fleischliche Ausschreitungen betraf, so sollte jeder, der sich ihrer schuldig gemacht, aus der Gemeinde der Gläubigen gestochen werden, damit die Seelen der Gerechten nicht Schaden litten.

„Die Religion, die heute unter den Primitiven im Schwunge ist, ist geradezu Papisterei“, sagte Cäsar. „Laßt uns zurückgehen auf die warmherzige, alte methodistische Lehre und das Römertum austreiben.“

Als Pete dem Herrenhaus von Ballawhaine den Rücken kehrte, dachte er zunächst an Cäsar und seine Mühle. Es wäre richtiger, zu sagen: er dachte an Katharine und Gramie. Er hatte keine Heimat und kein Geld. In der Hütte am Brunnen zu leben war für ihn unmöglich, nur die Mutter dahingegangen war, die, seinen gefährdeten Rücken deckend, zwischen ihm und dem schwarzen Tom gestanden hatte. Philipp war nur einige Wochen im Jahre zu Hause und Vallure besaß daher für Pete keine Anziehungskraft mehr. So machte er sich denn auf den Weg nach Sulby, bot Cäsar seine Dienste in der Mühle an und wurde sofort für achtzehn Pence und Belöstigung die Woche gedungen.

Es war ein festsamer Hanshalt, in den er eintrat. Zuerst Cäsar selbst in einer gerippten bannmollenen Weste mit Nermeln, an denen drei Knöpfe offen standen, in Kniefößen, die gewöhnlich nicht zugeknüpft waren, Strümpfen von ungefärbter Wolle und Schuhen, deren Zungen herausgingen — ein finsterner Mensch mit einem runden Nackenbart und einer glattgeschorenen Oberlippe so dick wie ein Schnurrbart; denn wenn eine Religion wie Cäsars Glaube den Menschen zu packen kriegt, so merkt man's an der Oberlippe. Sodann Gramie, eine behagliche Alte, die immer eine Hande trug und das ganze Leben nur vom mütterlichen Standpunkte aus betrachtete, eine schlichte, liebevolle, friedliche Seele, die zu allem ja sagte, mit jedermann übereinstimmte und ein Gesicht machte, auf dem nichts anderes geschrieben stand als „O je, o je!“ oder „Armes Ding, armes Ding!“ Ferner war auch Nancy Cain noch da, die den Namen Nancy Zoe erhalten hatte, angeblich die Magd, in Wahrheit aber die Herrin im Hause, eine Nichte Gramies, ein rechtes Heidenkind, die erste früh morgens aus den Federn, unermüdet bei der Arbeit, mit unschönem Gesicht, tief eingewurzeltem Mißtrauen gegen alle Menschen, einem guten Herzen, einer bösen Zunge und von streiflichtiger Gemütsart. Und endlich Katharine, zum großen Mädchen

herangelwachsen; ihr Zigeunerhaar wurde von einem roten Bande zusammengehalten, und sie trug eine schwarze, mit weißer Borte besetzte Laßschürze.

Pete kam stetig in der Mühle vorwärts. Er fing damit an, den Ofen zu heizen und den Radgang rein zu halten, dann wurde ihm das Öffnen der Schleusen am Morgen und die Regulierung der Bewegungen des Wasserrades, je nach der Arbeit des Tages, übertragen. Nach Verlauf von zwei Jahren war er ein tüchtiger Müller, dem man sowohl das grobe Schrotkorn fürs Vieh als das feine Mehl zu Weißbrot mit Sicherheit anvertrauen konnte. Cäsar that es. Er hielt Reisepredigten in Peel oder Douglas ab und überließ Pete die Mühle.

Das führte den Anfang vom Ende herbei. Pete konnte wohl des Bäckers Korn mahlen, aber nicht mit der Berechnung zurecht kommen. Er schrieb alles mit Kreide auf der Rückseite der Eingangstüre auf. Ein senkrechter Strich galt für das Gewicht eines Steins bis zu acht Stein, ein Querstrich für einen Centner. Wenn der Vater abwesend war, kam Katharine einmal des Tages vom Gasthof herüber an das Schreibpult am kleinen Fenster der Mühle und trug die Aufzeichnungen Petes in das Contobuch ein. Diese finanziellen Beratungen waren voll der töstlichsten Verlegenheiten. Für Pete waren sie der größte Gemüß — aber erst nachträglich.

„John Robert — Molleycarane — sagtest Du Molleycarane, Pete? O, Mylecharane — Myle-c-h-a-r-a-n-e, Molleycarane; zehn Stein — sagtest Du zehn? O, acht — a-ch-t. Hafermäl, Pete? O, Gerstenmäl — ich denke doch Mehl — R-e-h-l.“

Witten in der Nacht erinnerte sich Pete all dieser Eintragungen. Sie waren seinem Gedächtnis teuer, weil er sie von Katharinens Stimme gehört hatte. Sie klangen seinem Herzen wie Vogelsang, für ihn waren sie jetzt Hymnen, Melodien und Gedichte.

Cäsar kehrte eines Tages von einer Predigerfahrt mit einem plötzlichen großen Entschlusse zurück. Er hatte fremde Menschen ermahnt, dem drohenden Jorn des Herrn zu entfliehen, und doch gab es Glieder in seinem eignen Hanshalt, deren Angeficht nicht gen Zion gerichtet war. Noch denselben Abend hielt er eine gottesdienstliche Versammlung zur Befehung Petes und Katharinens ab, die die ganze Nacht währte. Sechs lange Stunden hintereinander rief er mit lauter Stimme den Herrn an, bis seine Kehle ganz trocken war, und der Schweiß ihm von der Stirne rann. O Herr, Du weißt, wie leichtfertig die Jugend ist. Sie trägt die Wurzel des Nebels in sich und der Widerspruch stößt sie nur noch mehr in das weltliche Treiben hinein. Zieh die Egge über ihre Seele, pflüge das Brachfeld ihrer Herzen, wirf die Spreu aus dem Weizenmehl; laß nicht den süßen Apfel und den sauren Holzapfel auf demselben Zweige wachsen, gieb uns eine Weilliah*), bei der auch nicht eine Garbe vergessen wird, schenkt uns die Seele des Mädchens zum Erntefest und die des Knaben als letzte Garbe! —

Cäsar war nicht vom Erfolge befriedigt. Er war an Stöhnen und Zittern und Krämpfe gewöhnt.

„Fühlt Ihr denn nicht die Liebe?“ schrie er. „Ich fühle sie doch, hier unter der Uhrtasche meiner Weste.“

Gegen Mitternacht fing Katharine zu wanken an.

„Schlagt den Teufel in Bänden!“ schrie Cäsar. „Ich rang einst selbst in der Grube mit ihm, jetzt aber schwebt ich frei in der Höhe und sehe die Engel durchs Strohdach. Kommt Ihr denn nicht das Wirken des Geistes fühlen?“

Als die Uhr zwei schlug, glaubte es Katharine zu fühlen, und von diesem Tage an wurde sie Vorführerin des Frauenchors bei den „Christen“.

Pete blieb bei den Nicht-Wiedergeborenen. Nichtsdestoweniger wohnte er regelmäßig den Versammlungen bei. Er saß auf der hintersten Bank und seine Augen waren fest auf den Singchor gerichtet. Cäsar, der seine Ausdauer bemerkte, legte ihm die Hand aufs Haupt und versicherte, daß der Geist endlich doch in ihm wirken werde. Manchmal glaubte Pete das auch selbst, wenn er die Augen schloß und die Stimme Katharinens sich wie die eines Engels höher und höher in die

* Erntefest Mheillea.

Lüste schwang. Dann erkannte er aber wieder, daß der Geist nicht wirkte, wenn er sich mitten in Cäsars mächtigsten Gebeten dabei überraschte, wie er den Kopf an dem glatten, kahlen Schadel Johnny Niplightlys, des Konstablers, vorbeibog, um, wenn auch nur einen Blick auf Katharinens Gutkrämpfe zu erfassen, wenn sie die Augen senkte.

Pete wurde schwermütig und griff abermals zur Musik, um Trost zu suchen. Doch machte er sich jetzt keine Vogelpeife mehr, sondern kaufte von seinem Lohn eine Fiedel. Auf dieser spielte er an Winterabenden im Kuhstall und draußen im Sommer von der Höhe des Dingerhaufens. Als Cäsar es hörte, geriet er in schrecklichen Zorn. Was war ein Fiedler? Ein Diener der Sittenverderbnis, der leichtfertigen Müßiggängern und trunkenen Sündern auf ihrem Weg in die Hürde des Teufels das Licht hielt. Und zu was gab es Fiedeln? Fiedeln waren nur für Komödianten und Theater da. „Und alle Theater gehören dorthin“, erklärte Cäsar, indem er mit dem Fuß auf eine Steinplatte des Küchenflurs zeigte, „und da sind die Flammen der Hölle,“ fügte er hinzu, mit der Fußspitze die Fuge der nächsten berührend.

Grannie versuchte Pete in Sänck zu nehmen. Eine Fiedel war so übel nicht, wenn man ihr nur die rechten Töne entlockte! Stand doch in der Bibel, daß selbst König David auf Harfen, Cymbeln und dergleichen gespielt hatte? Und was waren Harfen im Grunde anders als Fiedeln? Hofften sie nicht alle im Himmel die Harfe zu spielen? Freilich würde der Herr ihr erst zeigen müssen, wie man das macht.

Das leuchtete Cäsar ein. „Nun ja . . . o natürlich, gewiß,“ sagte er. „Wenn das Fiedelspiel Gewalt hat, die Seele aus den Schlingen des Bösen zu retten — und man im Schoße Abrahams selber Musik macht, natürlich — nur, und warum denn auch nicht? Lasset den Zungen mit seiner Fiedel bei den Christen aufspielen!“

Nichts konnte Pete gelegener kommen. Von jetzt an ging er nicht mehr abends in den Kuhstall, sondern übte im Hause mit Katharine Hymnen ein. O, das ungeheure Entzücken dieser abendlichen Uebungen! Sie zogen viele Leute in den Gasthof herbei, die zuhören wollten, und Cäsar fand sie daher nach zwei verschiedenen Seiten ergiebig.

Es war aber doch etwas Wahres an Cäsars erster Behauptung. Bald zeigte sich, daß es unter den Heiligen auch einige schwächere Brüder gab, die zu ihrem Vier keiner Hymnen bedurften. Zu ihnen gehörte Johnny Niplightly, der Konstabler des Dorfes, der als Vorsänger des Männerchors ein Seitenstück zu Katharine bildete. Er war ein großer Mann mit langer Nase, die an einem beständigen Schnupfen litt. Als er einmal nachts die Kunde machte, kehrte er in der „Mants-See“ ein. Cäsar und Grannie waren beide abwesend, Nancy Zoe führte die Wirtschaft, und Pete übte mit Katharine einen Erweckungschor.

„Wo ist doch Cäsar?“ schnüffelte er.

„In Peel, Vorräte kaufen“, stieß Nancy heraus.

„Dank sei dem Herrn! Ich meine — wo ist denn Grannie?“

„Pfleget Frau Quiggin.“

Niplightly lockerte seinen Gelmriemen, machte sich den Mund frei, that einen tiefen Zug aus dem Biertruge und wendete sich dann zu Pete, um mit verbindlichem Lächeln einen Wechsel in der Musik vorzuschlagen.

Katharine sprang sofort, leicht wie eine Feder, empor.

„Ein Tanz, ein Tanz!“ rief sie aus.

„Uns Himmels willen!“ rief Nancy Zoe. „Hört doch das Mädchen! Ist es der Mond, oder was hat es Dir sonst angethan?“

„Drück nur die Augen zu, Nancy.“ sagte Katharine. „Nur das eine Mal — willst Du?“

„Du kannst mit Deinem Schmeicheln und Streicheln alles mit mir machen,“ sagte Nancy. „Genieß es nach Herzenslust, Mädchen, nur mach nicht mehr Lärm dabei, als das siedende Wasser im Kessel.“

Pete stimmte die Saiten, Katharine nahm die Schleppe ihres Rockes auf und warf sich in Positur. Beim Klange des muntern Vorspiels drängten sich mehrere Burschen von der Straße in das Gastzimmer herein, hinter ihnen her kam ein blonder junger Mann mit einem schönen Gesicht unter dem Gebirgshut. Das Mädchen, das von dieser Zuschauerschaft keine Notiz nahm, warf etwas ungeduldig den Kopf zurück und forderte Pete auf, anzufangen.

Pete stimmte eines jener weltlicheren Tonstücke an, die er in den Tagen des Kuhstalls zu spielen pflegte, und Katharine

legte mit einem Zuchzer los. Die Burschen wichen vor ihr zurück, kauerten dann wie beim Sähenkampf nieder und ermunterten sie durch laute Beifallsrufe.

„Herrlich! Seht das jetzt! Schön, wirklich schön! Fein, o wie fein! Man könnt's nicht besser machen. Das nenn' ich springen. Ihr Jungen! Teufel, habt Ihr schon so was erlebt? Höher noch, Mädchen, höher! Wupp! Hat man je ein paar nettere Knöchel gesehen?“

„Wahr! Eure gemeine Junge, Ihr breitmäuliger Dummkopf!“ rief Nancy Zoe. Sie hatte versucht, nicht hinzusehen, vermochte es aber nicht. „O, du himmlische Güte!“ rief sie jetzt aus. „Hat man so was gesehen? Das dreht sich wie auf dem Säulhaus die Wetterfahne. Gut, gut! Stitty, Mädchen! Ach Käthe, Käthe! Wo hat sie's nur her? Uns Himmels willen — das Mädchen wird ja zum Knäuel!“

Pete arbeitete wie ein Holzfäger mit beiden Händen auf der Fiedel herum, seine Augen tanzten mit, seine Lippen bebten, die ganze Seele des Knaben war augenblicklich in seiner Musik.

„Halte noch aus, Käthe, hör nicht auf, Mädchen!“ schrie er. „Wetter, Wetter! Sie tanzt wie ein Trommelwirbel — der Schatz!“

„Schneller!“ rief Käthe, „schneller!“

Das rote Band war ihr vom Kopfe gefallen und das wellige Haar flutete ihr übers Gesicht. Sie hielt mit einer Hand den Rock etwas höher und hatte die andre in die Hüfte gestemmt. Frohlockend, kichernd, triumphierend, leuchtend, glühend und sprühend vor Lebenslust, die so lange in ihr unterdrückt worden und unter Klagen und Wehnen verschmachtet und verkümmert war, gab sie sich jetzt dem natürlichen Frohsinn rückhaltlos hin und tanzte, von ihrem innern Feuer fortgerissen, auf denselben Steinplatten der Küche, die Cäsar zu seiner bildlichen Erläuterung gebietet hatten, wie ein Geschöpf, das trunken ist von dem neuen Leben, das es atmet.

Inzwischen hatte Cäsar selbst, in seinem großen Predigerhut von schwarzem Viber, den Rückweg aus Peel angetreten, wo er seinen Jahresvorrat an Heringen vom Kahn weg gekauft. Unterwegs holte er den ehrwürdigen Geistlichen des Kirchspiels, Pfarrer Quiggin von Bezahre, auf der Straße ein, brachte sein Gig durch ein lautes „Prrr!“ zum Stehen, und bat den alten Herrn, zu ihm auf den Sitz zu steigen, dessen Polster aus einem Sack Heu bestand. Der Pfarrer nahm die Einladung an, und nach einem vorausgesendeten: „Langsam — die Beine ein klein wenig höher, Herr, sonst beschmutzen Sie sich die Hosen an den Heringen,“ einem „Gott!“ und einem leichten Schwipps mit der Peitsche, fuhren sie mit einander davon. Die Lampe des Wagens beleuchtete das Hinterteil der Mähre, und die Zusassen wurden unter dem Spritzleder fortwährend in die Höhe geschleckt, wie das Wasser vom Mühlrad. Cäsar benützte die gute Gelegenheit nach Kräften. Da er nun einmal ein Haupt der Kirche festhielt, verfehlte er nicht, ihm seine Ansichten über die Nötmisch-Katholischen und die Annahmung des Papsttums im allgemeinen auseinander zu setzen. Der Pfarrer hörte gefügig zu. Er war ein duldsamer alter Herr mit einem runden Gesicht, das den Ausdruck ungestörter Zufriedenheit trug, obschon er immer die Augen zukniff und mit Prediger Salomonis erklärte, daß alles auf Erden eitel sei. Daher er auch den Beinamen „der alte alles-ist-eitel Quiggin“ erhielt.

Das Gig war an der Kapelle von Sulby vorübergeschwenkt, als Cäsar den Pfarrer um seine Meinung über gewisse Textworte anging.

„Und darf ich mir herausnehmen zu fragen, Herr Pfarrer, was Sie von dem Text „Lobe den Herrn meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen!“ denken?“

„Ein sehr guter Text nach dem Essen. Mr. Cregeen,“ sagte der Pfarrer, im Dunkeln die Augen zukneifend.

Es war Cäsars Lieblingsstext, und sein Feuer wurde durch das Lob des Pfarrers zur Flamme entzündet.

„Herr meines Lebens!“ rief er und sein heißer Atem kitzelte des Pfarrers Hals. „Ich habe über diesen Text gepredigt, Hochwürden, bis mir der Schweiß durch die Weste lief.“

Sie waren nun ganz in die Nähe der „Mants-See“ gekommen.

„Und da wir vom Lobe Gottes sprechen,“ sagte Cäsar, „so höre ich, wie sie dort gerade ihre Hymnen üben. Entschuldigen Hochwürden gütigst, doch würd' es mich stolz machen, vielleicht erscheint es Ihnen nicht zu gering, mit herein zu kommen und zu hören, auf welche Art wir „ihn krönen“.“

„Die Heiligen bedienen sich also der Fiedel,“ sagte der Pfarrer, als das Gig vor der Thüre des Gasthofs hielt.

Eine halbe Minute später flog mit einem Ruck die Thür des Gastzimmers auf; Cäsar stand wie erstarrt auf der Schwelle, und hinter ihm ward das röllliche Gesicht des Pfarrers sichtbar. Es folgte eine augenblickliche Stille. Die schwebende Fußspitze Katharinens sank auf den Boden zurück, Petes Fiedel verschwand hinter seinem Rücken, und die schnalenden Lippen Niplighilhs blieben weit geöffnet. Dann wurde die Stimme des Pfarrers vernehmbar, der ausrief:

„Eitelkeit, Eitelkeit! Alles ist eitel!“ Und Cäsar, der noch auf der Schwelle war, sank plötzlich auf die Knie nieder, um zu beten.

Cäsars Gebet war aber nur kurz. Sein gedemüthigter Stolz verlangte nach rascher Aufrichtung. Mit so viel Würde, als er unter den zwinernden Augen des Pfarrers aufbringen konnte, erhob er sich vom Boden. „Die Lustspringer,“ stammelte er, „verwandeln ein ehrbares Haus in ein Theater. Ehrbarsten Personen zum Schimpf! Nun,“ indem er die Zuschauer musterte, „macht, daß Ihr samt und sonders fort kommt. Was aber die da betrifft,“ wendete er sich an Käthe, Pete und den Konstabler, „so ist's ein für allemal aus mit dem Gesiedel. Ich werde auch ohne die Musik von Heiligen, die Ihr seid, fertig werden. In Zukunft sollen drei Sünder den Gesang bei mir verstärken. Auch ohne die Polizei,“ setzte er mit vernichtendem Lächeln hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Mat.

„Was nützt das alles! Was hilft's, daß wir arbeiten, opfern und leiden, Tag für Tag, in unäglichlicher Mühe — das Maienwunder bleibt doch ein holder, nichtiger Traum, für den es auf Erden niemals Erfüllung geben kann. Sommer haben die Menschen ihr bühnen Leben unter Qualen zerrütten müssen, Opfer blinder Sinnlosigkeit und blutiger Grausamkeit. Immer wurden die Schwachen von den Starken überwältigt, die Hungrigen von den Satten ins Joch gesperrt; immer stützten ganze Menschenherden auf Geheiß der Fürsten in die mordende Schlacht, rotteten unendliches blühendes Leben aus und verheerten weite Landschaften; immer gingen die Armen ruhmlos, zermartert, ohne Freude und Lachen zu Grunde, während die Reichen in allen Lastern und Lüsten schwelgten; immer wütheten alle Krankheiten, marterten wilde Leiden, und immer regierte die Welt der König der Könige: Der Unsiinn.“

So senkt der Kleinmuth und tröstet sich in seiner Feigheit mit allerlei Gescheitheiten und listigen Ratschlägen, als da sind: daß man das Träumen lassen müsse, sich aufs nächste und engste beschränke, nicht durch Ideale sich die Notdurft des Tages anspruchsvoll beschwere, nicht für hohe Ziele todesmüthig kämpfe, kurz, daß man aufhöre, ein Held zu sein und dafür ein Philister werde, der diese Erde ihren kranken Gang seelenruhig laufen läßt, nur bekümmert, daß es ihn und seinen Wauche, wenn irgend möglich, morgen ein wenig besser ginge als gestern.

Was für vernunftlose, müßige Thoren diese kleinen, vorsichtigen, engherzigen Winkelfunkelenten des Menschenrechts sind, die uns mahnen, mit niedrigen Mänten und schmutzigen Schlächen ein paar Worte zu erkliren, um die großen, stolzen, zum Herrlichsten verführenden Gedanken hübsch einzusperrern, auf daß sie kein Unheil anrichten! Sie merken es gar nicht diese gähnenden Schlafprediger, daß sie nur die Hofnarren der herrschenden Klassen sind, deren letzte und schärfste Waffe der Pessimismus ist, der an nichts Großes glaubt, für keine Ferne mehr kämpft, weil es ja doch alles eitel und hoffnungslos sei. Den Herrschenden selbst freilich wirkt dieser sieche Lebensverdruß im matten Blut, es sind die Todesahnungen der unterwühlten Nacht, die sie entnerben. Es giebt nur ein Mittel noch für sie, um sich zu behaupten — daß es ihnen gelingt, dem gewaltigen, jugendstarken Feind die frischen Muskeln in dieselbe pessimistische Stimmung zu schmären. Wenn erst die leuchtende Zuversicht des Sieges erloschen, wenn die heldenhafte Begehrlichkeit, die nach den Sternen greift, im sorgenden Kleinkram des nächsten Augenblicks wie in einem Sumpf versunken ist, wenn die trüben, müden Augen es verlernt haben, in die Sonne zu schauen, und man sich senzend, entnüchert niederkauert in den dimmpfen Winkeln eines elenden Vierteldaseins, — dann, ja dann haben die Herrschenden nichts mehr von uns zu fürchten, wir sind ohnmächtig, weil wir an unsrer Kraft und an unsrem Sieg nicht mehr glauben.

Wir aber haben den Frühling selbst zu unsrem Führer gewählt, den Weltenerschöpfer und Zerkerteuer. Indem wir den ersten Mai zum Weltfeiertag des Proletariats schufen, machten wir die fessellose, alle Schranken stürmende Triebkraft der Natur zum treibenden Element unsrer Bewegung. Dieses Fest ist der Jungbrunnen, in den wir unsre Müdigkeit und unsre Verzagnis abspülen, und wenn die alten Weiblein und Männlein zahlos greinen und auf Grund ihrer gesammelten Erfahrungen und beschwören, ja nicht zu glauben, daß wir noch jung

und von stählernen Sehnen seien — nun, so geschehe es, wie es auf Lucas Kranachs Bild zierlich und lustig dargestellt ist: wir werfen die traurige Gesellschaft, die schlaffen Leiber und die welken Seelen trotz ihres Zipperleins in den Maibrumen, und sie werden herauskommen, den Lenz in den Augen, das Haar voll Kirschblüten, und unter der Sonne tanzen.

Nicht umsonst haßt, heßt und höhnt man unser Maifest. Sie wissen sehr wohl, daß der Frühlingsglaube gefährlich die Kräfte schwellen läßt; er weckt zu einem Leben, das sich nicht begnügt mit den armseligen Flickern, aus dem es jetzt zusammen gekümpert ist. Darum ächtet und verleumdet man den Werbedrang des Proletariats, das in der Schöpfung seines Feiertages die mit der Allgewalt der Natur sich durchsetzende unüberwindliche Neubitnung der Gesellschaft zu seinem feierlichen Bekenntnis erhoben hat. Darum sucht man uns durch listige Beschränkung auf das nächste und nüchternste die schwärmenden Feiertagsgedanken aus dem Kopfe zu fohlen.

Aber kann die Notwendigkeit der endlosen zähen Kämpfe um Kleines und Kleinstes, die die Tagesarbeit von uns fordert, uns das Streben nach dem Großen verkümmern? Ist das Ziel weniger willkürlich und weniger wert der Mühe, weil es vieler Schritte bedarf, um es zu erreichen? Ihr begreift das MaIWunder, das über Nacht scheinbar aus dürrern granen Tod grün flatterndes Leben zaubert, nicht in seinem Werden und Beien, wenn ihr es als das große Werk von ein paar fröhlichen Sonnenstunden wähnt. Im Frühling meint ihr, wird es warn, und die Wärme küßt auf einmal das schlummernde Leben wach, und kommt gar ein lauer Regen dazu, so treiben alle Keime und sprossen alle Blätter und bersten alle Knospen — wie aus dem Nichts. Solch ein jähes MaIWunder wünscht sich wohl die Ungebild auch im Werden des gesellschaftlichen Lebens, das große Glück soll über Nacht kommen, und man klagt mißmüthig und verzagend über die tausend und abertausend Hammerschläge, die Jahr für Jahr gefordert werden, ohne daß der spärende Blick das Werk reifen sieht.

Der Naturkundige, der tiefer in die Geheimnisse des Werdens blickt, weiß, daß auch das MaIWunder nicht der göttlichen Schöpferkraft weniger Sonnenstunden entstammt. Nein, schon seit dem fallenden Nacht des Vorjahres, in Schnee und Frost, in Rebel und Oede hat Natur beharrlich und bescheiden, unter Tage, am Frühling gearbeitet. Auf Millionen Feuerchen lockte sie unermüdetlich winzige Wärmemengen und nährte Zelle für Zelle. Niemand hat diese Geschäftigkeit beachtet, die Aeste bleiben dürr wie zuvor, und der Boden regt sich nicht. Und dennoch ist es diese Arbeit, die den Frühling ermöglicht. Die Maisonne könnte noch so glühend ins Land fallen, der Regen noch so mild die Erde baden — die feuchte Wärme der wenigen Stunden würden es nicht vermögen, auch nur ein Hältnchen hervorzubringen. Herbst und Winter speicherten in rasstloser Weise die gewaltige Wärme auf, die der geringste Keim braucht, um sich zu entfalten. Und der Frühling hebt nur den Vorhang von dem vollendeten Werk. Das wirkt dann wie ein Wunder.

Der politische Befreiungskampf des Proletariats gleicht solcher Arbeit unter Tage. Oft scheint der Boden dürr und tot, und man verzweifelt an der Möglichkeit, daß aus all den Leiden und Opfern, die scheinbar fruchtlos in nichts versinken, das große Neue erstehen könnte. Wartet nur! Das Werk wird nicht früher sichtbar, als bis der letzte Hammerschlag, der zu seiner Vollendung unentbehrlich ist, gethan ist. Dann aber sprengt ein Maitag die granen Hüllen, und die Menschen atmen wie im Rauche einer verwandelten Welt. —

Joc.

Kleines Heuiletton.

oe. Eine Erzieherin. Im März, als es anfang, hier draußen schön zu werden, bekam Frau Villy eine Idee: „April ziehe ich zu Euch in den Vorort.“

Wirklich: sie suchte sich eine Wohnung, sogar eine mit Garten. Sie war Feuer und Flamme. — Landleben — o Landleben! Das war ihre Schwärmerei, noch dazu in einer Villa, ein Garten mit einer Laube und ein Balkon war auch dabei. Nein, so wohnen zu können, so ideal. Wenn's nur erst April wäre!

Und es wurde April und Frau Villy kam; auf einmal war sie da. „Früh eingetroffen“ kam sie gleich herübergelaufen, aber durchaus nicht mehr im Stadium des Entzückens: „Ersachen, Ersachen, das ist ja entsetzlich! Ersachen, was mach' ich denn blos? Ich bin ja totunglücklich.“ In der That, sie schluchzte fast.

„Aber Frau Villy, was ist denn los? Ist dem Möbelwagen das Rad gebrochen?“

„Wenn's nur das wäre“, schluchzte Frau Villy, „aber denken Sie doch nur, mein Dienstmädchen — mein Dienstmädchen wollte nicht mit in den Vorort. Was thu ich denn blos ohne jede Hilfe? Ich allein kann doch nichts machen, obenein noch, wo bei mir jetzt so viel zu thun ist.“

„Frau Villy, das ist ja nicht weiter schlimm, Sie werden auch hier schon Hilfe finden, wie ist es denn mit Ihrer Portierfran, die —“

Aber Frau Villys Augen flammten auf: „Hören Sie mir mit der Portierfran auf! Ersachen, das ist ja ne schreckliche Frau, Ersachen, sie sieht, daß ich dastehe und hab' keinen Menschen, und sie steht an ihrem Waschtag und wäscht. Und als ich sie um Hilfe bitte,

rubbelt und rubbelt und rubbelt sie immer ruhig weiter und sagt ganz einfach: 'hen! kann ich nicht.'

„Sie wäscht des Montags immer, Frau Lilly. Sie wäscht für andre Leute. Wenn sie nur wenigstens geschrieben hätten, wann Sie einziehen, dann hätte sie sich sicher zu Ihrer Hilfe bereit gehalten.“

„Da soll ich auch noch schreiben?“ Frau Lilly wurde immer empörter. „Was? Es ist 'ne Portierfrau im Hause, und sie weiß, es kann jeden Tag 'ne neue Mieterin kommen, und dann hält sie sich nicht zur Hilfe bereit? Wozu ist sie denn Portierfrau, wenn sie nicht bereit sein will für die Mieter? Aber das steht und rubbelt und rubbelt und rubbelt, und du sieh' zu, wie du fertig wirst.“

„Ja, meine Beste, die Frau schafft für's Brot. Von der freien Kellerwohnung kann sie doch nicht leben und der Mann mit seinem steifen Arm —“

„Ja, und nun fangen Sie auch noch von dem Mann an,“ Frau Lilly fuhr lezengerade in die Höhe: „Der Mann ist ein ganz frecher Patron. Ich gebe ihm sechs Groschen, er soll mir im Garten was säen und 's Uebrige für sich behalten. Da sagt er, er wird für drei Groschen Samen kaufen; na, hören Sie mal und das andre steckt er ein, wahrscheinlich, um sich 'n Schnaps zu kaufen.“

„Aber, Frau Lilly, der alte Wegner trinkt nicht, und sehen Sie mal, er muß doch den Garten umgraben und die Beete abstecken und —“

„Na, dafür wär'n Groschen auch genug!“ Frau Lilly wurde immer wütender: „'n Portier muß einem helfen; und das ist gar keine Art und Weise, die Leute hier sind bloß verwöhnt, die müßten besser erzogen werden. Was sagt die Wegner? Der Aufwartefrau soll ich zehn Mark geben? Na das wäre ja noch schöner!“

„Das heißt, wenn eine dafür kommt, Frau Lilly, zehn bis zwölf Mark geben alle hier, und wo Sie jetzt noch obeneint die ganze Umzugsarbeit haben.“

„Na was ist denn mit der Umzugsarbeit?“

Frau Lilly war erstaunt, es war ein sehr naives Erstaunen. „Die Bilder und die Spiegel anhängen, und die Körbe und Kisten auf'n Boden tragen, na ja, dazu nimmt man sich doch 'ne Hilfe, das kann man nicht doch noch extra bezahlen. Und Frühstück soll man solcher Frau auch noch geben, sagt die Wegner. Na, hier verstehen sie's, wie's scheint.“ Frau Lilly lachte nervös; es trat eine Pause ein.

„Ohne Frühstück und Kaffee kommt keine Aufwartefrau, Frau Lilly, in Berlin auch nicht, das wissen Sie doch.“

„Na ja, in Berlin, aber hier sind wir doch im Vorort, un's billiger zu haben. Was denken sich denn die Vorortswreiber, die können doch nicht dasselbe fordern, wie in der Stadt, dafür wohnen sie doch auch hier billiger. Und in Berlin kriegt man gut und gerne eine Frau für acht Mark; da sind so viel, daß sie schließlich froh sind, wenn man sie überhaupt 'was verdienen läßt.“

„Wir sind aber nicht in Berlin, Frau Lilly! Es ist doch auch nicht zu viel zehn Mark. Denken Sie mal, das sind kaum vier Groschen den Tag und dafür macht die Frau doch die ganze Wirtschaft. Na, und das Frühstück: die Frau bekommt doch Hunger beim arbeiten.“

„Na ja, das ist ja schließlich auch nicht schlimm, dann giebt man ihr 'ne Schmalzstulle oder 'n Butterbrot.“

Frau Lilly wurde schon ruhiger: „Aber mehr wie neun Mark gebe ich nicht, auf keinen Fall.“

„Dann wird eben keine zu Ihnen kommen, Frau Lilly, und was machen Sie dann? Dann können Sie sich ihre Schränke selber rücken, und die Kisten allein in den Keller tragen.“

„Aber das ist ja gräßlich Esachen,“ Frau Lilly schluchzte wieder. „Wär ich doch nie in den Vorort gezogen. Dann“ fuhr sie plötzlich wütend auf: „Esachen, und an den Umständen sind aber Sie schuld, . . . und die andren hier aus unien kreifen. Was verwöhnen Sie denn die Arbeitsleute hier so? Wenn sie nirgendswa mehr kriegen, werden sie ihre unverschämten Forderungen schon ganz von selber lassen. Ich habe es ja immer gesagt, das liegt allemal an den Herrschaften! Seine Arbeitsleute muß man bloß zu ziehen wissen.“ —

Musik.

Wenn ein Zimmer durch eine Kerze erleuchtet ist und man kommt eine zweite hinzu, so wird die Helligkeit beträchtlich gesteigert. Waren aber schon zehn Kerzen da, und es kommt noch eine hinzu, so steigert sich die Helligkeit kaum; es müssen weitere zehn Kerzen dazu kommen, damit die Steigerung (im allgemeinen) der früheren Steigerung gleich sei. Wird die Stimme eines Sängers um eine zweite Stimme verstärkt, so ist der Effekt beträchtlich größer; zu 10 oder gar zu 100 Stimmen noch eine hinzugefügt, macht wenig aus; erst die Verdoppelung von beispielsweise 100 auf 200 Stimmen wird (im allgemeinen) der erstgenannten Steigerung gleich sein. Es fragt sich aber sehr, ob etwa die Verdoppelung von 1000 Stimmen gleich viel ausmacht, wie die von einer oder von zehn Stimmen. Bei großen Musikfesten wie den rheinischen hat man die Beobachtung gemacht, daß selbst große Vermehrungen großer Sängermassen nicht viel Unterschied bedeuten. Ein Zusammenwirken von beinahe 1000 Männerstimmen in unsrer Philharmonie dürfte gerade ein richtiges Steigerungsmaß sein. Die Gesangvereine von durchschnittlich 100 bis 200 Sängern, an die wir dort gewöhnt sind, wirken in dem circa 2500 Personen fassenden Saal ohnehin schon recht gut. Die ungefähr sechsmal größere Schar, die dort am Montag sang, wirkte — man kann nicht sagen: sechsfach,

aber jedenfalls mit einer überraschend imponierenden Art. Es handelt sich da auch weniger um die Erhöhung der Intensität des Schalles, obgleich das Ueberwältigende einiger Forte-Stellen interessant genug war, sondern vielmehr um die vermehrte Größe, Fülle, Menge, Breite des Tones (unterscheidet man ja auch „Grad“ und „Menge“ einer Beladung, „Grad“ und „Menge“ einer elektrischen Ladung). Und diese neuen Eindrücke aus einer erhöhten Quantität des Tones machten jenes Konzert zu einem sowohl akustischen wie elementar-ästhetischen Ereignis. Nur überschätze man nicht den im engeren Sinne künstlerischen Wert solcher Experimente. Man plage sich endlich nicht mit der Erwartung, durch ein nochmaliges Erhöhen der Sängerszahl oder gar durch die Beschaffung noch größerer Säle auch nur akustisch und elementar-ästhetisch Wesentliches zu erreichen.

Ueber alles anerkennenswert aber war die Präcision, mit der diese Masse funktionierte. Neun Männer-Gesangvereine aus Berlin und Umgebung sind es, die jetzt den im Oktober 1901 gegründeten „Berliner Sängerbund“ (einen Zweigverein des großen deutschen Sängerbundes) bilden. Das erwähnte Konzert und seine am 5. Mai in der Philharmonie erfolgende Wiederholung sind einem „wohlthätigen Zweck“ gewidmet. Da jedoch solche Zwecke meist nur in der Meinung einiger wirklich wohlthätig sind, so sollte die genaue Angabe des jeweiligen Zweckes nicht fehlen. Die Sängerschaft sang mehrere ältere, meist typische Männerchorlieder, einschließlich zweier „Volkslieder“. Ob das große Können der Zusammenwirkenden, unter der machtvollen Leitung des „ersten Bundes-Chormeisters“ Professor Felix Schmidt, nicht zu einer noch reicheren Vortragsgestaltung dieser Volkslieder benützt werden könnte? Wir bemerkten schon öfter, daß mit dem landläufigen Ideal klassischer Ruhe doch wohl etwas zu weit gegangen wird.

Zwischen den einzelnen Liebergruppen spielte die Violinistin Irene v. Brennerberg einige auf Wirkung berechnete Stücke. War sie an diesem Abend indisponiert, oder ist ihr ein Paganini doch noch zu schwer — wir hätten jedenfalls andres von ihr lieber gehört. Zum Paganini-Spiel gehört nicht nur ein hohes Violin-Können, sondern auch noch dazu ein eignes Paganini-Können.

Nicht vergessen wollen wir den Veranlassern des Konzerts, daß sie das Publikum mit keiner längeren Pausen sättigten, sondern stets in einem frischen Zug fortführen. — sz.

Humoristisches.

— Stumme Liebe. Sie: „Wie? Sie lieben mich schon seit 10 Jahren, Sie ruhrender Mensch! Warum haben Sie denn nie etwas davon gesagt?“

Er: „Ach, ich liebe Sie ja eben unsagbar.“ —

— Der Singular. Dame: „Warum fixieren Sie mich?“ Herr (verlegen): „Ich bemerke eben, daß Sie schon viele Falten im Gesicht haben.“

Dame (pikiert): „Da sind Sie allerdings besser daran, Sie sind mir einfallig!“ —

— Getäuschte Hoffnung. Schuljunge: „Egal, wer'n de Schreibmaschinen verbessert, aber in de Schule gehen müß'n mer immer noch!“ —

(„Luftige Blätter“.)

Notizen.

— Der Vorstand der deutschen Shakespeare-Gesellschaft hat in seiner Sitzung vom 22. April nachstehende Preis-ausschreibungen beschlossen: 1. Ein Preis von 800 M. für die beste Arbeit über: Die Bekanntheit Shakespeares mit der schönen Literatur Englands. 2. Ein Preis von 600 M. für die beste Arbeit über: Garrick als Shakespeare-Darsteller und seine Bedeutung für die heutige Schauspielkunst. Die Ablieferung sämtlicher Arbeiten hat bis 1. April 1903 an den Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses der Shakespeare-Gesellschaft in Weimar stattzufinden. —

— „Schall und Rauch“ bringt als Fortsetzung des Strindberg-Epklus demnächst das Trauerspiel „Der Friedlose“ zur Aufführung. —

— Die Schlierseer eröffnen im Thalia-Theater heute mit dem „Herrgottschuizer von Ammergau“ ihr diesjähriges Gastspiel. —

— Das Gastspiel der französischen Gesellschaft im Neuen Theater hat ein vorzeitiges Ende gefunden. Der Direktor hat sich auf englisch empfohlen. —

— In Opernhäuser sind die Erstaufführungen der Opern „Der Pfeifertag“, „Luise“ und „Feners not“, die ursprünglich noch in dieser Spielzeit in Scene gehen sollten, auf die erste Hälfte der nächsten Spielzeit verschoben worden. —

— Der Stadt Wiener-Neustadt wurden für ihren berühmten Corviniusbecher, einem Meisterwerk spätgotischer Goldschmiedekunst, 200 000 Kronen geboten. Die Stadtvertretung hat das Angebot einstimmig abgelehnt. —

— Die „Neue Gemeinschaft“ weiht ihre Ansiedelung in Schlachtensee am Sonntag, den 4. Mai, durch ein Frühlingsfest ein. Auf eine Natur- und Tempelühne, die mitten im Walde aufgeschlagen wird, soll noch in diesem Sommer eröffnet werden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 4. Mai.